

Elementen einer europäischen Staatlichkeit, globaler Migration sowie eines generell veränderten Staatsverständnisses wandeln könnte“ (1089). Am Ende des Artikels ‚Völkerrecht‘ heißt es, das Völkerrecht stelle derzeit noch eine „unvollkommene Rechtsordnung“ dar, „die sich aber auf dem Weg zunehmender Verdichtung im materiellen wie im institutionellen Sinne befindet“ (1098). In manchen Fällen fehlt es auch nicht an kritischen Hinweisen zur Leistungsfähigkeit der behandelten Begriffe. So wird etwa dem Begriff ‚Verkündigung‘ ein großer Bedeutungsspielraum attestiert, aber gleichzeitig darauf verwiesen, daß dieser weite Bedeutungsspielraum dem Begriff jene Bestimmtheit nehme, die „für seine Brauchbarkeit im theologischen Denken ausschlaggebend“ ist (715). Bezüglich des Begriffs ‚Vorsokratiker‘ wird auf die Weiterentwicklung der Historiographie verwiesen, die es heute als fraglich erscheinen lasse, ob man die frühen Denker weiterhin unter dem Namen Vorsokratiker zusammenfassen sollte. In sachlicher Beziehung scheine es heute „aussichtslos, eine einheitliche Charakteristik des frühen Philosophierens vor Sokrates, das in ganz unterschiedliche Gruppierungen und Persönlichkeiten zerfällt (die Milesier, Xenophanes, Pythagoras, Heraklit, die Eleaten, Empedokles, Anaxagoras, die Atomisten u. a.), geben zu wollen“ (1225). Die wertenden Implikationen der Bezeichnung ‚Vorsokratiker‘ seien „in einer Weise fragwürdig geworden, daß ein gänzlicher Verzicht auf ihn naheliegt“ (ebd.).

Daß Begriffe ganz außer Mode kommen können, wird an dem Begriff ‚Verelendung‘ verdeutlicht, der in den Debatten um die Ausbeutung der „Dritten Welt“ keine Rolle mehr spielt, möglicherweise weil „seine orthodoxe Erblast zu drückend“ (623) ist. In dem Artikel ‚Übung‘ wird einerseits darauf verwiesen, daß der Übungsbegriff in der modernen pädagogischen Theorie selten diskutiert werde, da man hier vor allem auf die Spontaneität und Unmittelbarkeit des schöpferischen Lernprozesses abstelle, gleichzeitig wird aber auch an die zentrale Bedeutung erinnert, die der Meditationsübung als Weg zu innerer Freiheit in Zen und Yoga beigemessen wird.

Soweit einige Hinweise zu dem vorletzten Bd. dieses Lexikons, der eine neuerliche Bestätigung dafür bietet, daß es sich hier um ein wissenschaftliches Standardwerk handelt, das nicht nur seriöse und umfassende philosophiehistorische Information bietet, sondern auch um eine erstaunliche Bandbreite bemüht ist. Diese zeigt sich nicht zuletzt darin, daß auch eine Reihe von Begriffen aus Nachbardisziplinen (Jurisprudenz, Psychologie, Theologie), aufgenommen wurden, so daß nicht nur der philosophisch Interessierte mit Gewinn zu diesem Lexikon greift.

H.-L. OLLIG S. J.

METAPHYSIK. Herausforderungen und Möglichkeiten. Herausgegeben von *Vittorio Hösle* (Collegium Philosophicum; Band 4). Stuttgart: Frommann-Holzboog 2002. VII/ 222 S., ISBN 3-7728-2205-3.

Daß die Beschäftigung mit Fragen der Metaphysik nicht einfach out ist, wie in der jüngsten Vergangenheit oft genug behauptet wurde, belegt der vorliegende Sammelbd., der die Vorträge einer vom Hannoveraner Forschungsinstitut für Philosophie im Jahre 2001 veranstalteten Tagung der Öffentlichkeit zugänglich macht. Eingangs erläutert *K.-O. Apel* seine bekannte These, daß es drei Paradigmen Erster Philosophie gebe, das ontologisch-metaphysische Paradigma, das von Aristoteles begründet wurde und im letzten auch bei Hegel noch leitend blieb, das bewußtseinsphilosophische Paradigma, das implizit die ganze Neuzeit beherrschte, aber erst bei Kant explizit und nur bei seinem letzten Klassiker Edmund Husserl in relativ reiner Form hervorgetreten sei, und das linguistische bzw. intersubjektivistische Paradigma, das *Apel* freilich nicht im Ausgang von „den heute vorherrschenden Versionen des linguistic-hermeneutic-pragmatic turn der Philosophie“ entwickelt, sondern im Ausgang von dem sinnkritischen und transzendental-semiotischen Philosophiekonzept, das sich „bei dem Begründer des Pragmatismus, C. S. Peirce, abzeichnet“ (29). *R. Schönberger* setzt sich mit der Frage nach der Bedingung der Möglichkeit der Metaphysikkritik auseinander und betont in diesem Zusammenhang, ein gewichtiger Einwand gegen die Metaphysik lasse sich ausräumen, wenn man davon ausgehe, daß „die Metaphysik im wesentlichen eine interpretierende Disziplin“ (36) ist. Die Vielzahl von Metaphysiken stelle nämlich nur dann ein Problem dar, wenn sich über den Anspruch vernünftigen Nachdenkens hinaus, in dem

es Kriterien für gute und schlechte Gründe gibt, ein Anspruch definitiven Wissens erheben ließe. Da ein solcher Anspruch aber auch anderwärts nicht erhoben werde, gebe es keinen Grund, ihn im Kontext der Metaphysik zu erheben. Denn ein Theorienpluralismus widerspreche zwar dem Anspruch des Wissens, aber nicht der Kategorie der Interpretation. Weiterhin enthalte ein solcher Theorienpluralismus „für sich genommen kein Anzeichen der Beliebigkeit der einzelnen Deutungen“ (37). Da diese nämlich nicht notwendig im Verhältnis endgültig entscheidbarer Alternativen zueinander stünden, könnten sie durchaus voneinander lernen.

V. Hösle untersucht in kritischem Anschluß an Schopenhauer das Verhältnis von Metaphysik des Lebendigen und allgemeiner Metaphysik und skizziert in diesem Zusammenhang ein Konzept plausibler Metaphysik. Wichtig ist ihm hier vor allem, daß die Metaphysik in der Lage sein muß, den eigenen Geltungsanspruch einzuholen. Sie darf also „performativ nicht widersprüchlich sein“ (89). Von daher sind für Hösle „Metaphysiken à la Nietzsche, nach denen die Grundstruktur der Wirklichkeit aus Machtquanten besteht, die im Kampf miteinander begriffen sind, und bei denen der Anspruch auf Verständlichkeit, Wahrheit und moralische Richtigkeit nichts ist als eine weitere Waffe in der Auseinandersetzung ... ausgeschlossen“ (89). Positiv geht er davon aus, „daß die Metaphysik in transzendentalen Argumenten gegründet sein muß“ (ebd.). Als zweites Desiderat einer plausiblen Metaphysik nennt Hösle, daß die Metaphysik dem moralischen Faktum gerecht werden müsse und die Sein-Sollens-Differenz nicht eineben dürfe. Drittens fordert er, die Metaphysik müsse „der Wirklichkeit, so wie sie sich darstellt, gerecht werden“ (90). Da innerhalb dieser Wirklichkeit Organismen eine besondere Stellung haben, ist die Philosophie des Organischen, zu dem auch der Mensch gehört, für Hösle „von nicht zu unterschätzender Bedeutung“ (ebd.). Viertens läßt er keinen Zweifel daran, daß eine Metaphysik, die keinen Platz hat für den privilegierten Selbstbezug des Subjekts, in einem radikalen Sinne unvollständig ist. In diesem Punkt sieht er eine echte Grenze sämtlicher Ansätze der antiken und mittelalterlichen Philosophie, denn bei ihnen vermißt er eine „Analyse der Innenseite“ (ebd.), die seit Descartes für die Metaphysik indispensable ist. Fünftens muß eine gute Metaphysik nach Hösle „eine Ontologie der Intersubjektivität und des Sozialen enthalten“ (91). Er räumt ein, eine solche Forderung stehe zu der vierten Forderung in einem Spannungsverhältnis, ist aber der Überzeugung, gerade an der Austarierung beider Forderungen bemesse sich die Qualität einer Philosophie. Schließlich hält er sechstens angesichts der Pluralität diverser metaphysischer Positionen „eine Philosophie der Geschichte der Metaphysik“ (ebd.) für unverzichtbar.

Auf auffällige Veränderungen im Metaphysikdiskurs der Gegenwart macht *Th. Buchheim* aufmerksam. Stand noch vor nicht allzulanger Zeit ein großer deutscher Philosophenkongreß unter der schüchternen Überschrift „Metaphysik nach Kant?“, so finden wir heute wieder „dickleibige Lehrbücher der Metaphysik und systematische Einführungen, eine Menge Kategorienlehren, Kosmologien, rationale Seelen- und Geistlehren“ (104) sowie Reflexionen über die Vereinbarkeit von Geist und Welt. Metaphysik steht also heute, wie Buchheim formuliert, „international und vor allem in angelsächsischen Ländern auf einem der vordersten Plätze der philosophischen Agenda“ (ebd.). Allerdings merkt er zugleich kritisch an: Auch wenn heute wieder „auf klassischen Bahnen ... wenn auch mit sehr viel ausgefeilteren begrifflichen Mitteln und nach analytischer Methode“ Metaphysik getrieben werde, so geschehe dies doch „meist ohne eine explizite Reflexion und sich abgrenzende Rechtfertigung dessen, was eigentlich metaphysische Fragen sind und aus welchen Gründen sie sich uns unumgänglich aufdrängen und einer besonderen Behandlung bedürfen“ (ebd.). S. E. ranken sich solche Fragen „um alles, was als ein wesentlicher Teil der Realität in einer doppelten Beziehung zu uns steht“, und zwar doppelt in dem Sinne, daß es „zum einen für uns als Objekt möglicher Erkenntnis und Wissenschaft gegeben ist, wir seiner jedoch zum anderen auch an uns selbst glauben, gewiß sein zu dürfen“ (ebd.). So stellt beispielsweise der Körper eine Realität dar, die für uns ein primäres Objekt wissenschaftlicher Betrachtung abgibt, gleichzeitig sind wir uns aber auch gewiß, selbst als Körper zu existieren. Ebenso ist es im Fall des Lebendigen. Einerseits ist es „das Objekt einer unserer prominentesten Wissenschaften und zum anderen erleben wir uns als lebendige Organismen“ (105). Buchheim resümiert: Metaphysisch zu nennende Fragen verfolgen wir mit Bezug auf solche Realitäten dann, „wenn

wir den Gegenstand zugleich mit Rücksicht auf seine sich objektiv darstellenden Züge und als eine wesentliche Komponente unserer selbst zu begreifen suchen, und wenn die im Zuge der Betrachtung erzeugten Begriffe dabei ein und dieselbe Wirklichkeit zu erklären beanspruchen“ (ebd.). Klar ist nach Buchheim allerdings, „daß im Zuge einer solchen doppelgesichtigen metaphysischen Erörterung die Gewichte sehr verschieden gesetzt werden können“ (ebd.), und sowohl das objektivierbare Gesicht der Sache und als auch die Gewißheit unserer Art zu existieren im Vordergrund stehen kann. Doch bleibe es dabei, daß ein metaphysischer Gedankengang nur zustande kommt unter Wahrnehmung und Würdigung beider Momente und damit „auch der Spannung, die sich aus dem doppelten Gesicht ergibt, das uns die Sache zuwendet“ (106).

Eher aus dem Rahmen der übrigen Beiträge des Sammelbds. fallen die Ausführungen von *M. Olivetti* über Metaphysik, Intersubjektivität und Theologie, die in ihrem Sprach- und Denkstil deutliche Anklänge an postmetaphysische Überlegungen zeigen und in der These kulminieren, „daß das Problem Gottes mit dem der Intersubjektivität zusammenfällt“ (117). *P. Koslowski* untersucht das Verhältnis von Metaphysik und Philosophie der Religionen und stellt dabei klar, dieses Verhältnis könne „nicht als Verhältnis von Erster und Zweiter Philosophie wie bei Schelling gedacht werden“ (160). Denn es könne keine metaphysische Prinzipienlehre geben, die der freien Offenbarung und der Faktizität des Geschehens der Weltreligionen das Schema ihrer Entwicklung und ihrer Abfolge vorgibt. Vielmehr bestätigt nach Koslowski „die Vielheit der Weltreligionen, die Vielheit der Offenbarungen Gottes ist“ sowie „die Abfolge der jüdisch-christlichen Offenbarungsgeschichte, die in besonderer Weise durch den Gedanken der Freiheit des Sich-Offenbarens Gottes bestimmt ist“, daß Offenbarung weder als „necessaristische(s) Prinzip der Selbstmanifestation Gottes“ noch als „halb notwendige(s) und halb freie(s) Prinzip der Seinsannahme Gottes“, sondern nur als „Ergebnis absoluter Freiheit“ (161) verstanden werden kann.

*W. Schweidler* geht dem Zusammenhang von Wissen und Leben nach, der zu den klassischen Topoi der metaphysischen Tradition gehört, der aber zweifellos auch in jenen philosophischen Positionen des 20. Jhdts. eine Rolle spielte, „die sich unter dem Signum des post- oder antimetaphysischen Denkens und als Unternehmungen zur ‚Überwindung der Metaphysik‘ verstanden“ und versucht, deutlich zu machen, „daß ‚Überwindung der Metaphysik‘ im Horizont dieser Positionen gerade nicht den Anspruch bedeutet, den Topos des Transzendierens seiner selbst aus der Bestimmung des Menschen zu beseitigen, um diese Bestimmung ... neu und ‚antimetaphysisch‘ zu rekonstruieren“ (163). Abschließend befaßt sich *M. Lutz-Bachmann* mit der zeitgenössischen Rede vom Ende der Metaphysik bzw. der Unverzichtbarkeit eines postmetaphysischen Denkens. Zunächst einmal stellt er fest, „daß es in der Geschichte der Philosophie nicht ‚die‘ Metaphysik gibt, genauso wenig wie es ‚das‘ metaphysische Denken“ gebe, Metaphysik begegne hier vielmehr in einer Vielheit unterschiedlicher Konzepte und im Streit der miteinander teils vereinbaren und teils auch inkompatiblen Positionen, die sich „nicht in ‚die‘ große Synthese bringen oder als Stufen eines dialektischen Fortschritts des Geistes miteinander vermitteln lassen“ (210). Daher ist für Lutz-Bachmann auch „die Rede von ‚dem‘ nachmetaphysischen Denken oder ‚der‘ Überwindung der Metaphysik unangebracht“ (ebd.); es müsse vielmehr „im einzelnen dargelegt und begründet werden, was als ‚Metaphysik‘ bezeichnet und mit welchen Gründen sie abgelehnt werden soll“. Auch die Rede von „als Fortschritt ausgelegten ‚Paradigmenwechseln‘ der ‚Ersten Philosophie‘“ (ebd.) hält er für problematisch. Lutz-Bachmann moniert hieran nicht nur „die Tendenz zu einer allzu großen Abstraktion von den mit ihr beschriebenen Positionen“, er befürchtet auch, daß auf diese Weise „insgeheim die Geschichtsteleologie Hegels in die Debatten der Philosophie dogmatisch zurückkehrt“ (ebd.). Weiterhin wendet er sich gegen die Vorstellung, „daß sich ‚Metaphysik‘ und ‚Metaphysikkritik‘ einander gegenüberstehen wie die Vertreter zweier Sportmannschaften, die es darauf angelegt haben, einander zu besiegen, zumindest aber ein Unentschieden zu erreichen“ (ebd.). Dem Selbstverständnis der Philosophie zufolge sei vielmehr „die Kritik an der Metaphysik, wie sie uns in der Geschichte der Philosophie seit ihren Anfängen immer wieder begegnet, Bestandteil einer Debatte, die weithin dem Entwurf neuer und alternativer Konzepte der Metaphysik dient“ (ebd.). Von daher glaubt Lutz-Bachmann auch, „daß die Beschreibung der Meta-

physik bei Aristoteles mit dem Begriff einer noch ‚gesuchten‘ theoretischen Wissenschaft noch immer einige Plausibilität für sich geltend machen kann“ (212). Von dieser aristotelischen Bestimmung von Metaphysik schlägt er schließlich eine Brücke zu dem Vorschlag M. Theunissens, der „von der Metaphysik nicht als der ‚Ersten Philosophie‘, sondern als der ‚letzten Philosophie‘“ (ebd.) spricht. Theunissen geht, wie Lutz-Bachmann betont, zu Recht davon aus, „daß die Metaphysik ... keine primäre Deutung der Welt im ganzen ist vergleichbar dem Mythos oder auch anderen holistischen Weltdeutungen, die einen weltanschaulichen Charakter haben“ (ebd.). Ihr fehlt also ein direkter Objektbezug, wie ihn die Einzelwissenschaften besitzen, die auf ihren Gegenstandsbereich methodisch bezogen sind. Sie muß vielmehr verstanden werden „als eine philosophische Reflexion auf die rationale Möglichkeit oder Unmöglichkeit von primären Weltdeutungen, von praktischen Selbstauslegungen des Menschen und der Aussagen der Wissenschaften“ (ebd.). Lutz-Bachmann versteht die Metaphysik mit Honnefelder als „Reflexionsgestalt einer sekundären Vergewisserung“ bzw. als „reflexiv vollzogene Kritik primärer Weltdeutungen und wissenschaftlicher Weltauslegungen“ (ebd.), und ist der Meinung, eine so verstandene Metaphysik sei „konstitutiver Bestandteil auch der zeitgenössischen Philosophie“ (212f.). Weiterhin betont er, insofern die Metaphysik auf andere Erkenntnisleistungen und Wissenschaften bezogen sei, habe sie durchaus den Charakter einer Metawissenschaft. Allerdings wolle sie mehr leisten als eine deskriptiv verfahrenende Wissenschaftstheorie. Denn als ‚letzte Wissenschaft‘ suche sie nach Gründen für die rationale Rechtfertigung primärer Theorien, reflektiere die von diesen gemachten Voraussetzungen und überprüfe „den Gehalt und die Konsistenz der von ihnen verwandten Termini, Beweisprinzipien, Methoden und Realitätsannahmen“. Sie sucht m.a.W. „nach Möglichkeiten von abschließenden Begründungen für primäre Theorien“ (213). Lutz-Bachmann glaubt, daß im Lichte dieser Fassung des Metaphysikbegriffs „selbst die von Jürgen Habermas vertretene Diskurstheorie ‚metaphysisch‘ genannt werden“ könne, „wenn auch in einem anderen Sinne als dem von ihm geprägten Begriff des metaphysischen Denkens, nicht aber Heideggers Rede von einem ‚Andenken des Seins‘“ (ebd.).

Soweit einige wenige Hinweise zu den einzelnen Beiträgen des vorliegenden Sammelbandes, die sich zweifellos durch eine gewisse Bandbreite auszeichnen, freilich darin übereinkommen, daß in ihnen der spezifisch analytische Approach zum Metaphysikproblem keine Rolle spielt. Man mag das bedauern, da das Gros der gegenwärtigen Bemühungen in Sachen Metaphysik zweifellos analytisch orientiert ist, doch ist es offensichtlich nicht die Intention des vorliegenden Sammelbds., einen Überblick zu geben über repräsentative Tendenzen des gegenwärtigen Metaphysikdiskurses, sondern sein Ziel ist vielmehr, wie der Untertitel deutlich macht, eine Lanze für die Metaphysik zu brechen angesichts der vielfältigen Anfragen, denen metaphysisches Denken heute ausgesetzt ist.

H.-L. OLLIG S. J.

MAYER, RUPERT JOHANNES, *De veritate: Quid est? Vom Wesen der Wahrheit*. Ein Gespräch mit Thomas von Aquin (Studia Friburgensia; 92). Freiburg/Schweiz: Universitätsverlag 2002. XI/557 S., ISBN 3-7278-1394-6.

Heidegger, Parmenides, Meister Eckhart sind die Namen, die im Vorwort nach dem des Aquinaten begegnen. Auf diesem Boden wird mit Thomas „nach den ersten und letzten Gründen des Denkens“ (30) gefragt, im Blick auf das *ens* als *fons et origo omnium verborum*, im Sich-Einlassen auf Thomas selbst ohne vorgefaßte Hypothesen. Mayer setzt sich so eingangs ab von thomistischer Exodus-Metaphysik (*fides quaerens intellectum*) wie von einem Konzept systematischer *philosophia perennis*, ebenso von einem historischen Zugang, schließlich auch von einer Theologisierung seiner Philosophie wie bei v. Balhasar, der „alles Denken zum Glauben“ macht (79). So gliedert das Gespräch sich in zwei Teile: I. – philosophisch – die Gründung der Wahrheit des Denkens in der Identität mit dem Sein, II. – theologisch – der glaubende Gang vom Seinsdenken in die *prima veritas*.

Der erste Gesprächsgang führt durch fünf Etappen: 1. Die Transzendentalien als Ort der wesentlichen Wahrheit. Der vierfache Seinssinn bei Aristoteles entspringt der *simplex intelligentia* des *ens*. *Conceptio* meint – statt Begriff – Empfangen, in Vollzugsiden-